Zeitschrift: Unsere Kunstdenkmäler : Mitteilungsblatt für die Mitglieder der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte = Nos monuments d'art et d'histoire : bulletin destiné aux membres de la Société d'Histoire de l'Art en Suisse = I nostri monumenti storici : bollettino per i membri della Società di Storia dell'Arte in Svizzera

Herausgeber: Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte

Band: 34 (1983)

Heft: 3

Artikel: Unser gestörtes Verhältnis zu den Abbrüchen

Autor: Röllin, Peter

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-393505

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 21.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

UNSER GESTÖRTES VERHÄLTNIS ZU DEN ABBRÜCHEN

von Peter Röllin

Unter dem Titel «Von Fortschrittstaten und Kulturverlusten – St. Galler Abbrüche und ihre Beurteilung von 1800 bis heute» hielt Peter Röllin an der diesjährigen Jahresversammlung vom 7. Mai in der Aula der Hochschule St. Gallen das wissenschaftliche Referat. In gekürzter Form wiedergeben wir im folgenden die wichtigsten Aussagen und Stationen des Vortrages, der dem Thema «Abbruch» gewidmet war. Rückblicke auf Abbrüche früherer Jahrhunderte und Jahrzehnte bestätigen, dass das Verhältnis zu den Abbrüchen nicht immer so gestört war wie heute. Der Hinterfragung dieses Phänomens, dessen Ursachen und Folgen galt das besondere Interesse des Referenten.

Das Abbrechen von Stadtkörper, Kultur- und Kunstdenkmal, aber auch von Stadtgefühl hat heute räumlich, akustisch, im Massstab der Abbruchenergie sowie im Erlebnis und Fühlen des Bewohners Dimensionen erreicht, die den Begriff der Fortschrittlichkeit als primären Gang zum Besseren auch von dieser Seite her immer stärker in Frage stellen. Dass heute im Zusammenhang mit Abbrüchen soviel getrauert und opponiert wird, hat seine Gründe nicht so sehr im Abbruch an sich, sondern vielmehr in der Abbruchhandhabung dieser Zeit. Verlustdenken steht ja nicht nur hier in einem ganz bestimmten zeitlichen, örtlichen und auch persönlichen Zusammenhang. Wie die Geschichte zeigt, konnten Abbrüche früher stärker als heute lustbetont sein, Anlass zum Verfassen von Liedern und Gedichten geben, Ausdruck von ungetrübtem Zukunftsglauben sein und vermochten auch gebundene Gefühle zu befreien. Abbruch ist ein Element in jedem Städtebau und in jeder kulturellen Entwicklung. Zum Beispiel St. Gallen: Baut nicht gerade die Geschichte dieser Stadt auf Abbruch? War da nicht Benedikt im südlichen Nachbarland, der mit Hilfe seiner Brüder erst einmal mit den heidnischen Bildwerken «aufräumte»? Und sagt nicht ein Stück lokaler Christenlehre, dass Gallus hier ein gleiches tat? – «Der Frühling bringt den Winter um, Sankt Gallus schlägt das Heidentum».[1]

Fortschritt sei nicht «in der Kontinuität des Zeitverlaufs, sondern in seinen Interferenzen zu Hause», sagt Walter Benjamin an einer Stelle in seinem Passagen-Werk[2]. Die folgenden drei kurzen Gänge in das historische und heutige St. Gallen – Klosterkirche, Altstadt und Neustadt – wollen versuchen, Abbrüche im jeweiligen zeitlich und räumlich unterschiedlichen Rahmen sichtbar zu machen. Abbruchgeschichten dokumentieren auf diese Weise auch Standorte des keineswegs statischen Fortschrittbegriffes.

EIN GEISTIG-KULTURELLER ABBRUCH UM 1820

Abbruch ist ja nicht nur im baulichen und räumlichen Sinn zu verstehen. Abbruch kann übertragen auch bedeuten: Bruch mit Vergangenem, Loslösung von überkom-

Abb. 1. St. Gallen, Kathedrale. Abbruch als Fortschritt und Teil unserer Geschichte: Benedikt zerstört mit Hilfe seiner Mitbrüder die Apollo- und Dianastandbilder auf Monte Cassino. Relief im St. Galler Chorgestühl von Joseph Anton Feuchtmayer, um 1767 vollendet (Ausschnitt)

Licht und Luft

«. . . Die Steine fallen immer dichter,
Es qualmt erstickend immer mehr,
Doch wird die Speisergass auch lichter,
Und das bedarf sie wahrlich sehr.
Sie stechen, schaufeln, Funken stoben,
Und herrlich wird die Tat belohnt.
Ein Licht erstrahlt den Vorstadtgassen,
In die noch dunkle Gallusstadt,
Die kann vor Staunen sich kaum fassen,
Dass Vorstadt dies verschuldet hat.
Du Vorstadt, edle, lichtumwehrte,
Kein Thor trenn ferner uns vor Dir,
Sei Du nun unser Lichtgefährte,
Im Licht vereinet siegen wir . . .»

Abb. 2. Mit einem «Lied vom Spiserthörli» wurde 1879 im *Tagblatt der Stadt St. Gallen* der Abbruch des letzten Stadttores gefeiert. Das ungetrübte Verhältnis zu diesem Abbruch lässt diesen Akt der Befreiung als Fortschritt erkennen

menem Zeitgeist, Abbruch als Akt einer geistig-kulturellen Trennung von der Vergangenheit. Ausdrucksstarkes Zeugnis eines solchen Bruches waren die Chormalereien in der St. Galler Klosterkirche, die Antonio Orazio Moretto (1768–1833) in den Jahren 1819–1824 ausführte. Diese Übermalungen wurden während der Gesamtrestaurierung 1963 bekanntlich wieder entfernt, wodurch die ursprünglichen barocken Fresken von Joseph Wannenmacher erneut Luft bekamen. In den Chorgewölben gab es damals echte, bautechnische Risse[3]. Es gab aber auch andere, ideologische, zeitlich-kulturell bedingte, die sich nicht einfach mit dem Spachtel beheben liessen. Warum denn sollten Wannenmachers und auch Christian Wenzingers barock-bewegte, verklärte Heilige und Fromme in diesem Rausch weiterfliegen, als ob in der Zwischenzeit nichts geschehen wäre? – 1799 Vorführung der Göttin der Freiheit auf dem St. Galler Klosterplatz durch ein französisches Besetzungskorps, 1801 Inbetriebnahme der ersten englischen Spinnmaschinen auf Geheiss der Helvetischen Regierung in Räumen des Klosters, 1805 Aufhebung des Klosters durch Grossratsbeschluss und Liquidierung sämtlicher Stiftsgüter bis 1813. – Zu deutlich reflektierten die Fresken in ihrer barocken Entfaltung das nur Jahre zuvor verstummte Chorgebet der Benediktiner. Das Herz Jesu, die Sän-

ger des Alten Bundes samt dem heiligen Benedikt, Maria Immaculata und das apokalyptische Lamm bildeten Brennpunkte innerhalb des Bildprogrammes[4]. Wie stand da der Gebildete, der Aufgeklärte unter soviel Himmel?

Eine diesbezüglich sehr aufschlussreiche Bemerkung ist uns vom ersten St. Galler Landammann Karl Müller-Friedberg (1755–1836) aus dem Jahre 1813 bekannt. Müller-Friedberg, als ehemaliger Jesuiten-Schüler und äbtischer Vogt und Gesandter mit der Endphase der klösterlichen Geschichte nicht nur bestens vertraut, sondern darin grossgeworden, streift in seinen «Fluggedanken über die Künste und ihre Öffentlichkeit in kleinem Lande beim Anblick der Kunstausstellung in Zürich 1813» die spätbarokken Chormalereien von Wannenmacher. Die Kirche habe als Institution «das gehaessigste Gemengsel von Geniewerken und elendem Zeuge» geduldet, das «nur Fromme von groebern Sinnen entzuecken kann und die Andacht des Gebildeten stoert». Es gebe Ausnahmen ausserhalb Roms, aber nicht sehr zahlreiche. Selbst dort, wo man das Beste erwarten dürfte, findet man gewöhnlich das Schlechteste: «In modernen, ach! gar zu modernen Klosterkirchen stellte man lieber das bunte, dickleibigte des Reichthums als das einfach erhabene der Kunst aus, und an diesen Formenhaufen hat sich der Geschmack unserer Alterkünstler zum Bastarden geschauet. Darum sehen wir mit Wehmuthsgefuehlen all die Grotesken in Fresko, die steiffen Heiligenbilder, und die hagern Engel mit Pausbacken, die goldenen Schnoerkel und die ungestaltnen Kirchengefaesse; Goethe hat, leider! in seinem Epigramm wahr gesprochen: ‹Wunderthätige Bilder sind meist nur schlechte Gemälde; Werke des Geists und der Kunst sind für den Pöbel nicht da›».[5]

Auftraggeber der Korrektur im Sinne von Müller-Friedbergs «Andacht des Gebildeten» war der Katholische Administrationsrat. Dieser liess «die Deckenstücke der Kirche, die verdunkelt waren, und meist mystische Mönchslegenden vorstellen», wieder auffrischen und andere «durch verständlichere und bekanntere Darstellungen neutestamentlicher Geschichten ersetzen»[6]. Im Mai 1824 fasste der Administrationsrat zusammen: «Die Malerey ist bis auf wenige Reparaturen vollendet, die Stokatur ergänzt, die Mauern ausgebessert, und so eilen wir, die letzte Hand an die Herstellung und Verschönerung eines Tempel anzulegen, der – wie neu geboren – in kurzem als Domkirche glänzen soll».[7] Die Läuterung der ehemaligen Klosterkirche in einen aufgeklärten Tempel wurde als Fortschritt verstanden. Im selben Jahr 1824 meinte Goethe zu seinem Freund Eckermann, die Zeit sei «im ewigen Fortschreiten», und eine Einrichtung, die im Jahre 1800 eine Vollkommenheit war, sei im Jahre 1850 vielleicht schon ein «Gebrechen»[8].

MAUERN, TÜRME, KRÄHWINKEL

In August von Kotzebues Lustspiel und Stadtsatire *Die deutschen Kleinstädter* (1803 erstmals aufgeführt) gilt Krähwinkel – gemeint war Weimar – als Ort der Handlung. Das Stück – auf den Bühnen des 19. Jahrhunderts ein eigentlicher Gassenhauer – erschien auch in den Programmen des St. Galler Theaters wiederholt. Dass «Krähwinkel» oder

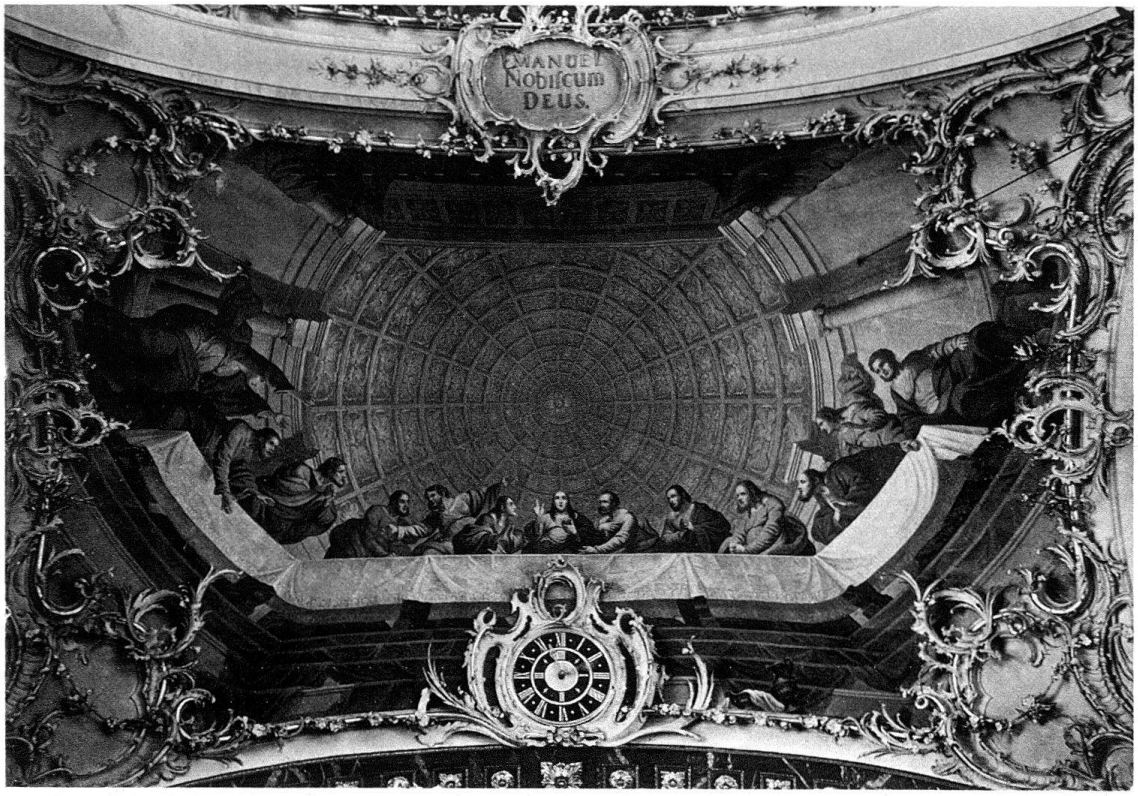

Abb. 3. St. Gallen, Kathedrale. Geistig-kultureller Abbruch um 1820 an den Chorgewölben der ehemaligen Kloster- und späteren Domkirche St. Gallen: Antonio Orazio Moretto übermalte die barocken, «meist mystischen Mönchslegenden» mit «verständlicheren und bekannteren Darstellungen neutestamentlicher Geschichten» (Das letzte Abendmahl). Während der Gesamtrestaurierung 1963 wieder entfernt (alte Postkarte)

«Krähwinklerei» auch in St. Gallen zu einer Sprachwendung geworden ist, die für altväterisch und altfränkisch, für vorgestrige Stadt und kleinbürgerliches Benehmen stand, verwundert deshalb kaum [9]. Räumlich und zeitlich setzt sich Krähwinkel aus der vorrevolutionären, noch ummauerten Kleinstadt zusammen, in der seit den 1830er Jahren die schweren Stadttore wie Hemmblöcke zwischen Altstadt und den sich immer stärker entwickelnden Vorstädten standen. Der Demolierung der St. Galler Stadttore – das erste fiel 1836, das letzte 1879 – ging die Zeit der geistig-politischen Öffnung und das Erwachen von «Weltoffenheit» nah voraus. Wie weit die Beseitigung der baulichen Zeichen der alten Stadtrepublik auch als symbolischer Akt der Befreiung verstanden wurde, bestätigt die Auseinandersetzung um das Niederlassungsgesuch eines bayrischen Färbers 1835. Darin wurde das engherzige Verhalten mit dem eben abgeschafften nächtlichen Torbeschluss verglichen. Dem «wackeren Deutschen» sei schon 1832 die Niederlassung verweigert worden, weil er ein Schwabe sei. Nun habe die Stadt St. Gallen zum zweitenmal die Gelegenheit, im «vorliegenden Fall zu beweisen, dass nicht bloss ihre Thore, sondern mit diesen auch Engherzigkeit und Spiessbürgerthum aus ihren Angeln gehoben seyen und eine gesunde Luft in ihrem heimatlichen Thale wehe» [10]. Auch die Stadt St. Gallen machte damals einen tiefen Atemzug.

In einer 1832 von 102 Bürgern unterzeichneten Petition wurde einmal mehr der Wunsch ausgesprochen, «unsere Stadt von den sie grossentheils verunzierenden, beinahe nutzlosen Thoren zu befreien und durch Entfernung derselben, ähnlich den meisten Städten Deutschlands und vieler unseres Vaterlandes, wesentlich zur Verschönerung St. Gallens beizutragen»[11]. Der Befreiung aus der mittelalterlichen Gassenenge standen noch keine Kunstdenkmäler im Wege. Die Denkmalwürdigkeit kannte damals noch ganz andere Massstäbe. In einem Hinweis auf eine 1834 von Johann Jacob Rietmann herausgegebenen Kupferstichfolge *Die Thore der Stadt St. Gallen* gelten diese als «Bollwerke des Mittelalters..., die zwar in architektonischer Beziehung gar nichts Merkwürdiges darbieten, aber von dem wehrhaften Sinne unserer Vorfahren zeugen, deren Werke den Stempel ihres Charakters tragen: kunstlose Einfachheit und Festigkeit»[12]. Argumente gegen die Torabbrüche gab es tatsächlich, doch beklagten diese in der Regel nicht die städtebauliche Veränderung, sondern eher den Verlust feuersicherer Archivlokale und Magazine, sprachen von steuerpolitischen Folgen oder registrierten wehmütig das Verschwinden von Dohlen und Turmfalken aus der Stadt[13].

DIE LETZTEN 25 JAHRE: ABBRÜCHE STELLEN STADTGEFÜHL IN FRAGE

Noch nicht sehr alt sind jene alarmierenden Zustände, die uns die letzten 25 Jahre gebracht haben. Grosse und vor allem lange, strassenbegleitende Teile nicht nur dieser Stadt sind unbewohnbar geworden. Gute Architektur und Stadtkörper wurden verbraucht, zerstört, ohne Ersatz zu stellen. Während geschützte Kunstdenkmäler mit grossem Aufwand und mit Sorgfalt restauriert werden, verwandeln sich weite, frühere Wohngebiete zu Anrollpisten zwischen Altstadt und Agglomerationen. Und doch, oder gerade deswegen: Abbrüche von älteren Bauten und Quartieren werden noch aufmerksamer und auch nicht mehr ohne Widerstand mitangesehen. Abbrüche werden – vielleicht mit Ausnahme gewisser Interessenverbände – nicht mehr als Fortschrittstaten gefeiert, sondern als Kulturverluste empfunden. Konnte 1958 noch eine Villa von Johann Christoph Kunkler (Villa Fels) ohne jede Einsprache beseitigt werden, so entfachten die Pläne für einen Abbruch der «Helvetia» – ein Werk desselben Architekten – in den siebziger Jahren einen erbitterten, wenn auch zuletzt erfolglosen Widerstand[14]. Der St. Galler Fall «Helvetia» klärt nicht nur die Mechanismen im heutigen Städtebau – hier das Machbare und Durchsetzungsvermögen eines Bankinstitutes –, sondern illustriert auch beispielhaft ein Problem, das sich heute überall in den Weg der Planungsaufgaben einer Stadt stellt: wie weit ist eine Kantons-, Stadt- oder Gemeindebehörde noch fähig, mit Planungsfachleuten die Wege unserer Umwelt in jene Richtung zu leiten, die für wünschbar gehalten wird? Ist die Stadt heute tatsächlich unregierbar geworden?[15] Im Hinblick auf diese Problematik meint Heide Berndt: «Im Grunde wissen viele Menschen, dass die Stadtverwaltungen beim Städtebau gar nicht ausschliesslich nach den Bedürfnissen der Bewohner planen können, sondern als obersten Sachzwang die Interessen der grossen Betriebe und deren Standortwünsche zu berücksichtigen ha-

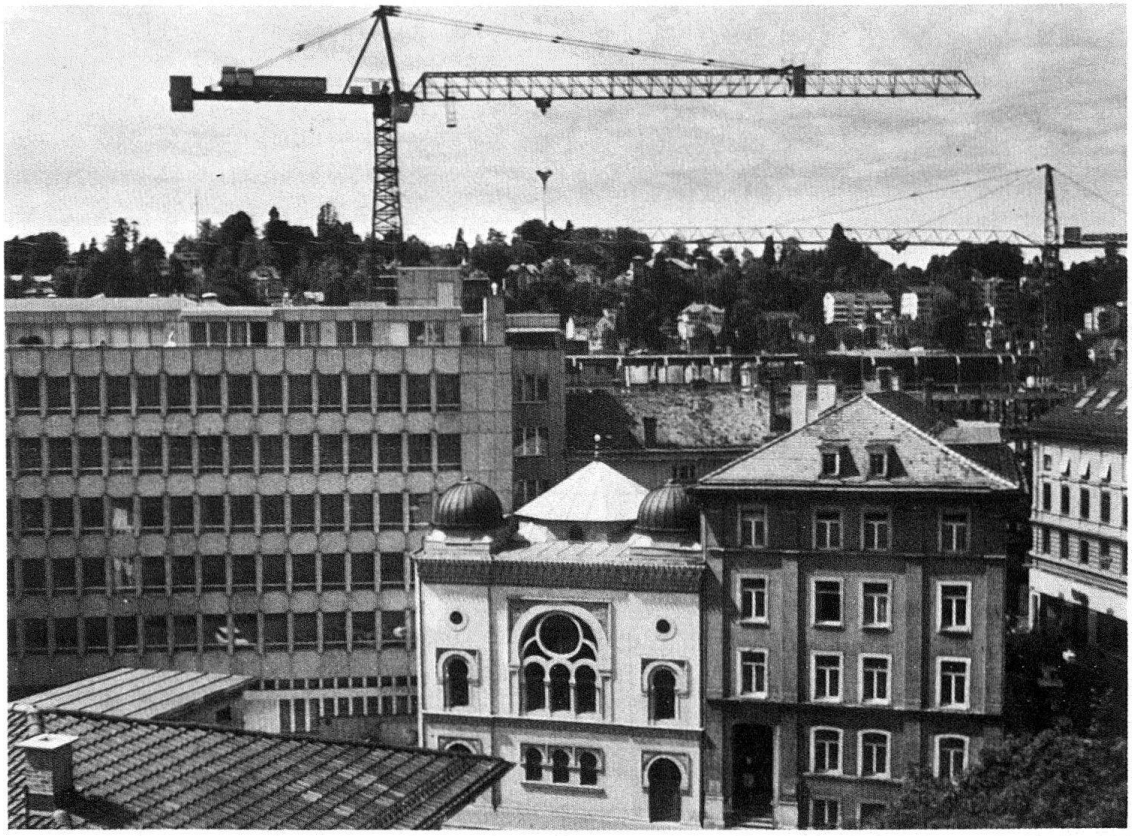

Abb. 4. St. Gallen. Grossbetriebe wie Banken und Versicherungen prägen das heutige Stadtbild immer stärker. Die St. Galler Synagoge steht heute im Hinterhof solcher Bauten

ben, wenn sie das wirtschaftliche Wachstum nicht behindern wollen. Chronische Finanznot und Rivalität um Wachstum zwingt die Stadt- und Gemeindeverwaltungen zu Absprachen mit sogenannten ‹privaten Investoren›, von deren Wille die ‹städtebauliche Erneuerung› dann abhängig wird.» Heide Berndt weist auch darauf hin, dass in diesen Planungsprozessen nicht irgendwo auf einer Seite böser Wille zutage tritt, sondern der Sachzwang. Was unter diesen Sachzwängen und wirtschaftlichen Rücksichten zustande kommt, «entspricht nicht dem Ideal des ‹humanen Städtebaus›» [16]. – Eine bemerkenswerte Messung in der Beurteilung, was denn wirklicher Fortschritt bedeutet. Noch vor wenigen Jahren, so resümiert das städtische Jahrbuch Gallus-Stadt 1959 die kurz zuvor durchgeführte Strassenkorrektion Platztor, «war der Untere Graben ... eine Gegend, an der sich das Auge wenig erfreuen konnte. Heute hat dieses Gebiet direkt eine Aufwertung erfahren» [17]. Aufwertung, Verschönerung, der Weg vom wenig Erfreulichen zum Besseren, schienen noch als wahre Fortschritte verstanden worden zu sein. Heute, nach einer weiteren Korrektion 1978 und gleichzeitigem Abbruch der einen Hälfte der dortigen Vorstadt, spricht kaum mehr jemand vom Stadtraum Platztor. Und auch schlafen können dennoch die meisten, denn wohnen tun sie ja nicht mehr dort.

Das Verhältnis zur Veränderung und zum Abbruch war nicht immer so gestört wie heute. Abbruchnotizen lassen erkennen, dass der zeitliche Verlauf dieses Gestörtseins etwa Gleichschritt mit dem Umschlagen und Umfallen des herkömmlichen Fortschritt-Begriffs hält. Die Hinterfragung der Abbrüche vergangener Jahrzehnte und Jahrhunderte lehrt uns auch, fortschrittliche Argumente, die früher gefallen sind, nicht einfach in unsere zerfahrenen und in gewissen Teilen Disneyland-nahen Stadtlandschaften übertragen zu dürfen. Vielmehr müssten Gefühle und Urteile über heutige Veränderungen aus unserer eigenen Zeit heraus als Gradmesser ernstgenommen werden, auch wenn das Resultat eben nicht gerade optimistisch stimmt. Auch die Bedeutung der Kunstdenkmäler, aber auch jene künstlerisch weniger wichtiger Bauten, würde uns dadurch bewusster. Erfüllen sie heute nicht zu einem guten Teil die Rolle des Entschädigers? Und sind nicht Kompensate die Folgen einer verlustreichen, unwirtlichen und ästhetisch verarmten Situation?

Anmerkungen:

1 Szenenbild am St. Galler Frühlings- und Kinderfest im Mai 1899.

2 BENJAMIN, WALTER. *Gesammelte Schriften.* Band V/1. «Das Passagen-Werk». Frankfurt a. M. 1982, S. 593.

3 FÄH, ADOLF. *Die Schicksale der Kathedrale St. Gallen seit ihrer Erbauung.* Einsiedeln 1928, S. 31 ff.

4 *Die Kunstdenkmäler des Kantons St. Gallen,* III: «Die Stadt St. Gallen», II, «Das Stift», von ERWIN POESCHEL. Basel 1961, S. 180.

5 *Der Erzähler.* St. Gallen 1806–1852, Jg. 1813, S. 247 ff., 328 ff.

6 *Der vaterländisch gesinnte St. Galler Kalender 1830,* S. 56.

7 FÄH (wie Anm. 3), S. 36. – Moretto arbeitete bis 1801 für Johann Caspar Lavater in Zürich; seit 1802 besorgte er die Dekorationen des ersten St. Galler Aktien-Theaters am Karlstor. Nekrolog im St. Galler Jahrbuch 1833, S. 81.

8 GOETHE, «Gespräch mit Eckermann» (4. 1. 1824). Zitiert in: *Historisches Wörterbuch der Philosophie,* herausgegeben von Joachim Ritter. Band 2. Stuttgart 1972, Sp. 1047.

9 RÖLLIN, PETER. «Rollen und Bühnen des Theaters im Stadtleben des 19. Jahrhundert». In: *175 Jahre Stadt-Theater St. Gallen.* Festschrift, herausgegeben durch das Stadttheater St. Gallen in Zusammenarbeit mit dem Rorschacher Neujahrsblatt. Rorschach 1980, S. 8.

10 RÖLLIN, PETER. *St. Gallen. Stadtveränderung und Stadterlebnis im 19. Jahrhundert.* St. Gallen 1981, S. 99.

11 RÖLLIN (wie Anm. 10), S. 343.

12 RÖLLIN (wie Anm. 10), S. 280.

13 RÖLLIN (wie Anm. 10), S. 278 ff.

14 BAUMGARTNER, PETER. «Wie in St. Gallen die ‹Helvetia› unterging». In: *Tages-Anzeiger-Magazin* Nr. 44, 5. Nov. 1977, S. 36–41 (Chronologie der Geschehnisse).

15 *Die Unregierbarkeit der Städte.* Vortragsthema der internationalen Werkbundtagung vom 18.–20. Oktober 1982 in Rüschlikon/Zürich. Publikation unter dem gleichen Titel.

16 BERNDT, HEIDE. «Stadtplanung und städtische Anonymität». In: *Zeitschrift für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie und Denkmalpflege.* Stuttgart 1974, Heft 1, S. 126.

17 PUGNETH, ROBERT, in: *Gallus-Stadt 1959,* S. 53.